Mitteilungen unserer Leser

Die Redaktion erhielt mehrere Korrespondenzen, die entweder viel zu lang oder nur schwer leserlich waren. Wir möchten unsere werten Korrespondenten deshalb nochmals ersuchen, sich so kurz wie möglich zu fassen und deutlich zu schreiben, sollen die betreffenden Korrespondenzen vor dem Papierkorb bewahrt bleiben.

Prelate, Sask., im April 1923.

Werter Courier!

Trotzdem wir die schönste Anbauzeit haben und alle Farmer fleißig auf dem Lande beschäftigt sind, will ich doch noch Zeit finden, dem Courier einige Zeilen mit auf den Weg zu geben. Wie erwähnt, ist die Frühjahrsarbeit in vollem Schwunge, und ein Jeder trachtet, die Arbeiten sobald als möglich beendet zu haben. Auch ich arbeite fleißig mit drei Gespannen, will ich doch 360 Acker in Weizen säen

Nach getaner Arbeit ist gut ruhen, und dieses Sprichwort will ich auch einmal wahr machen. Ich habe mir nämlich vorgenommen, sobald ich mit all meiner Anbauarbeit fertig bin, eine größere Besuchsreise zu unternehmen, und zwar will ich alle meine Verwandten und Bekannten in Regina, Holdfast, Odessa und Vibank aufsuchen, um mit ihnen einige angenehme Stunden verbringen zu können. Hoffentlich finden diese Herren noch vor meinem Eintreffen bei ihnen genügend Zeit und Gelegenheit, für die nötigen Labungen Sorge zu tragen, denn das will ich ihnen heute schon verraten, daß ich noch immer ganz gerne einen guten Tropfen zu mir nehme. Die Bekannten Peter Kraus, Jos. Holbaum und August Schneider von Vibank mache ich ganz besonders darauf aufmerksam, daß ich mich bei ihnen so lange als nur möglich aufhalten werde. Also auf fröhliches Wiedersehen in ungefähr vier Wochen.

Dominik Meier,
Prelate, Sask.

Bateman, Sask., im April.

Werter Courier!

Ich bitte, die Güte haben zu wollen, folgenden Brief aus Rußland zu veröffentlichen.

Lieber Freund und Geschwisterkind! Ich muß dir schreiben, daß meine Eva gestorben ist. Bei uns ist jetzt schrecklich schwer zu leben. Ein Paar Hosen kosten 2 und 300 Lee, ein Paar Stiefel 7 bis 800 Lee und der Hektar Land kostet 3 bis 400 Lee, und wer bisher kein Land hatte, hat jetzt 5 Desjatine bekommen. Es geht mir sehr schlecht. Ich habe ja drüben viele Freunde. Sei so gut und grüße alle von mir, vielleicht gibt ein jeder etwas und du wirst dir einen Stuhl im Himmel verdienen.

August Senfried.
Kischenewsge Ugeste, Woloſt Boſchore

Faith, Alta., im April 1923.

Werter Courier!

Der Gesundheitszustand ist zur Zeit unbefriedigend; es herrschen Erkältungen und Influenza. Kürzlich brannte in unserem Städtchen Etzikom die große Munizipalhalle nieder, nur der Geldschrank wurde gerettet, so daß alle Bücher in guter Ordnung verblieben. Das Feuer entstand um 3 Uhr früh. Selbst in gegenüberliegenden Häusern zersprangen die Fensterscheiben infolge der großen Hitze. Gerade einige Tage vor dem Feuer verlor Etzikan zwei angesehene Männer durch den Tod, nämlich den Holzhändler March und den Munizipal-Sekretär John Oldus; beide starben an Lungenentzündung.

Mit der Frühjahrseinsaat ist man allgemein im Gange seit dem 11. April und hoffen wir dies Jahr auf eine gute Ernte, die wir Farmer sehr notwendig gebrauchen. Seit der Weizen so niedrig im Preise steht, hat der Farmer kein Geld mehr, denn was er zu verkaufen hat, bringt keinen Preis, während alles, was der Farmer kaufen muß, unerschwinglich hoch im Preise steht. Der Farmer muß immer fragen: Was gibst du mir für meine Produkte? Kommt er aber in den Store, so muß er fragen, was der Händler für seine Ware verlangt. Da lautet es anders, man zahlt heute schon $2.80 für 20 Pfund Zucker, da muß der Farmer schon 180 Pfund Weizen verkaufen für 20 Pfund Zucker und so weiter.

Wenn meine paar Zeilen Herrn Thomas Bößler in Deutschland vor Augen kommen sollten, so ist er gebeten, durch den Courier oder brieflich mir zu schreiben, nämlich, wo befindet sich Katharina Bub, Frau von Joseph Bub, geb. Bosch? Sie soll in Deutschland sein. Oder vielleicht schreibt sie selber an mich. Möchte gern mit ihr in Briefwechsel treten.

Möchte auch noch etwas über das Deutschtum schreiben. In Deutschland sind die armen deutschen Brüder und Schwester von den Franzosen verhaßt und in diesem Lande hassen sie sich selber, sie werfen ihre deutschen Bücher, sogar die Gebetbücher, weg; sie wollen keine deutsche Zeitung im Hause haben. Warum? Weil sie etwas englisch lesen können. Manche sagen sogar: Wir müssen ja doch englisch werden. Gewiß, wir sollen englisch lernen, aber die Muttersprache sollen wir doch beibehalten; sie ist das köstlichste Gut. Ich erinnere mich an eine Tatsache vor 18 bis 20 Jahren in Rußland. Dort haben wir einen Mann in die Duma gewählt. Als er in der Duma war, wollte er, daß alles Deutsche russisch werden sollte. Die Russen aber sagten ihm: Deutsch bleibt deutsch und russisch bleibt russisch. Also, liebe Leser, wenn es mal zu so etwas kommen sollte in diesem Lande, dann wählt euch euren rechten Mann mit deutschem Herzen, keinen solchen, der das deutsche Blut verkauft.

Frau Klara Seiferling in Kronau diene zur Nachricht, daß ihre Schwester, meiner Frau Mutter Anna-Maria Leib noch am Leben ist und sie ist im 79. Lebensjahre.

Mit Gruß an den Courier und Leser hüben und drüben.

Georg Ehnes.

Eingesandt.

Langenburg, Sask.,
17. April 1923.

Werter Courier!

Ein faules Frühjahr scheint das heurige zu sein, zum wenigsten, wenn man dem alten Sprichwort recht geben will, das da heißt: „Der Faule will, und will nicht." Bald meinen wir uns hier mitten im Juli zu befinden, so sonnig warm ist's, dann wiederum eine kleine Weile hernach haben wir kalt und unfreundlich, sodaß sogar die Raben das Fliegen vergessen. So pessimistisch indes, wie Herr Fred. Stupart, Direktor des meteoroligischen Dienstes in Toronto, sind wir hier denn doch noch nicht. Nach No. 22 dieses Zeitungs-Jahrganges weigerte sich dieser gelehrte Herr, überhaupt einen Sommer für 1923 zu prophezeien. Hätte Herr Stupart gesagt, er glaube, wir würden einen verhältnismäßig kurzen, vielleicht auch einen etwas mitunter kalten Sommer bekommen, wir würden an seine prophetische Sendung geglaubt haben, aber gar keinen Sommer, das ist denn doch etwas zu stark. Nur Geduld, trotz Stupart und Seinesgleichen, es muß doch Frühling werden.

Die Wege hier herum sind dieses Frühjahr wider Erwarten besser, und nicht so lange unfahrbar wie letztes Jahr, trotzdem sind die Leute froh, wenn sie nicht allzu oft nach der Stadt müssen, weil es even immerhin noch einige schlechte Stellen gibt. Es ist aber auch dieses wieder von Gutem, da wird unser Jubiläums-Kanzler, Herr Hermann Heinson, eine herrliche Gelegenheit finden, zu beweisen, wie sehr ihm seine Schutzbefohlenen am Herzen liegen. Wenn Herr Heinson uns dieses Jahr seine Wege wiederum in so gutem Stand hält, wie das letzte Jahr, werden wir ihm zu großen Dank verpflichtet sein. Vorläufig wird jedenfalls nicht viel auszubessern sein, und sind die Leute froh, in dieser Zeit ihren Bedarf an Lebensmitteln für die nächsten Tage gedeckt zu haben. Dazu haben wir denn hier jetzt auch die beste Gelegenheit gehabt, und werden sie noch haben, seitdem Herr Russel, Agent der Grocery-Firma Real Bros., Winnipeg, in unserer Mitte wohnt. Herr Russel ist ein überaus zuvorkommender und ehrlicher Mann, der eine wirklich gute und erstklassige Firma vertritt. Schreiber dies hat diesen Winter über zur Genüge Gelegenheit gehabt, festzustellen, wie sehr alle jene zufrieden waren, sowohl in Betreff als Preis wie auch der Qualität, mit den Waren Real Bros., und zum Voraus annehmbar, daß die Kundschaft der Real Bros. in diesem Distrikt sich in nächster Zeit noch vermehren wird. Um diese kommende Tatsache diagnostisch festzustellen, braucht es kein Prophet nach dem Schlage Stuparts, das sieht jeder denkende Mann voraus, und wenn er nur ein dummer Deutscher ist, für was gewisse Geschäftsführer in Langenburg uns halten. So lange diese Geschäftsführer, die nebenbei noch leitende Männer des Distriktes sein wollen, Angestellte haben, die sich ein Geschäft daraus machen, ihre eigenen Kundschaften, als Korrespondenten irgend eines Käseblattes, zu verunglimpfen mit zynischen, herausfordernden und unwahren Mitteilungen herabzusetzen, ist es nicht zum geringsten erstaunlich, wenn sie ihre Kundschaft verlieren. Da ist eben auch etwas „faul im Staate Dänemark." Nun denn mein lieber Courier, wollen wir diese Fäulnisse vorübergehen lassen und später wieder einmal etwas bringen, hoffentlich besseres.

Langenburger Scharfschütz.

Regina, 27. April.

Geehrte Redaktion!

Gestatten Sie mir einige Worte auf den im Courier vom 25 April d. J. veröffentlichten Brief des Herrn Pfarrer Metzger's zu antworten.

1. Durch die Schwarzmeer-Handelsgesellschaft hat noch niemand etwas nach Rußland übersenden können, da sie erst seit einigen Monaten gegründet, und daher man über ihre Tätigkeit noch nicht urteilen kann. Man hat also in die Zukunft „gestaunt" und gesehen, daß es dort „nicht ehrlich hergeht". Es gibt ja nichts Leichteres als einem Abwesenden die Ehre abzuschneiden, da er wegen seiner Abwesenheit außer Stande ist, etwas dagegen zu tun. Ich meinerseits kann nur sagen, daß die Gründer der Schwarzmeer-Handelsgesellschaft den deutschen Kolonisten Süd-Rußlands als ehrliche Leute bekannt sind, und daher von den Kolonisten bevollmächtigt sind, ihre Interessen im Auslande zu vertreten.

2. Herr Pfarrer Metzger hat wahrscheinlich die Schwarzmeer-Handelsgesellschaft mit dem Schwarzmeer-Hilfswerk „vermischt". Hilfswerk und Handelsgesellschaft muß man doch unterscheiden können, da eine jede Organisation — der Name sagt's ja schon, seine besondere Bestimmung hat. Die Handelsgesellschaft befaßt sich mit dem Aufbau der ruinierten Kolonistenwirtschaften Rußlands, das Hilfswerk aber nur mit der Uebersendung von Liebesgaben. Das Schwarzmeer-Hilfswerk ist also ganz für sich, und ist von katholischen und evangelischen Hilfswerken zusammengeschmolzen. Alle Gaben von den Katholiken Amerikas gingen an das Katholische Hilfswerk, und dasselbe transportierte sie, laut Bestimmung der Spender, nach Süd-Rußland. Die Empfangsbestätigung der Liebesgaben wurde aus wichtigen Gründen den Empfängern in Rußland überlassen. Aus Mangel an Mitteln, oder aus anderen Gründen konnten dieses die meisten unserer Kolonisten nicht tun, und daher das Ausbleiben einiger Empfangsbescheinigungen.

Laut letzter Nachricht aus Berlin ist z. Zt. Herr Dekan Schäfer als Vorsitzender des Katholischen Hilfswerks tätig, und reiste auch, im Interesse des Katholischen Hilfswerkes, nach den Vereinigten Staaten. Wer Herrn Dekan Schäfer kennt, wird mit seinem Namen nichts Unehrliches verbinden.

Was die brieflichen Warnungen aus Rußland anbelangt, so kann ich sie als Briefe bezeichnen, die unter dem Drucke des beleidigten „Ich" geschrieben wurden. „Der Kampf um die Macht" bewegt gewöhnlich zu unschönen Taten wie z. B. (in den angeführten Briefen aus Rußland) zur Verleumdung seines Gegners. „Wenn es Jemanden interessieren sollte, so kann auch ich einen Brief aus Rußland vorzeigen, in dem über die „Tätigkeit" der im Briefe Herrn Pfarrer Metzger's erwähnten Personen berichtet wird. Auf diese Warnungen kann man nur sagen: „Wer Haß und Mißtrauen sät, der erntet auch das Ausgesäte, und die Ernte wird reichlicher sein, als man erwartet.

Zum Schluß erlaube ich mir, Herrn Pfarrer Metzger die Frage zu stellen: „Haben Sie vom Hilfswerk, Berlin S. W. 11 Königgrätzerstr 47, den Empfang der von Ihnen abgesandten Gelder bestätigt bekommen? Das Hilfswerk ist nur für solche Spenden verantwortlich, die es quittiert hat, d. h. empfangen hat. In eine weitere Diskussion lohnt es nicht, sich einzulassen, denn „je weiter in den Wald, desto mehr Holz", und Friedensstörer gibt's ja überall. Im Interesse des Hilfswerkes.

E. Zentner.

Washingtons einziger Witz

Der große Amerikaner Washington soll in seinem Leben nur einen einzigen Witz gemacht haben. Als im Kongreß über die Errichtung eines stehenden Heeres beraten wurde, beantragte ein Abgeordneter, daß das Heer nie mehr als 3000 Mann stark sein dürfte. Da erhob sich Washington und verlangte als zweite Bestimmung dieses Gesetzes: „Eine feindliche Armee darf höchstens mit 2000 Mann das Land betreten" und erzielte damit das einzigemal in seinem Leben allgemeine Heiterkeit.

Bourets Schuldschein.

Erzählung von Maurice Jokai.

Fräulein Gaussin war eine junge Schauspielerin, Herr Bouret aber war Kommis in einem Handlungshause, als die beiden einander kennen lernten.

Zu jener Zeit war Fräulein Gaussin noch nicht berühmt, Bouret noch nicht vermögend, sie konnten einander also nichts anderes geben als ihre Herzen; doch war das nicht genug, um einander glücklich zu machen? Nicht lange nachher ward die kleine Gaussin berühmt: ein wahrer Regen von Kränzen, Versen und Goldstücken fiel vor ihre Füße nieder; ebenso viele verwundete Herzen wurden ihr dargebracht. Die Herzen ließ sie ruhig liegen, die Kränze legte sie lachend an Bourets Blondkopf, die Verse dienten zu ihrer Belustigung und die Goldstücke verschwendeten, verjubelten sie miteinander. — Bouret besaß damals nichts, außer seinem guten, liebevollen Herzen, aber auch dieses gehörte ja seiner Freundin.

„Ich werde nicht immer so arm bleiben," sagte Bouret eines Tages zu seiner Liebsten. „Ich habe hochfliegende Pläne, die mir eine glänzende Zukunft verheißen. Ich werde nicht ruhen, bis ich mir eine Million erworben habe, und die lege ich dir dann zu Füßen."

Das Mädchen erwiderte lachend: „Ich lasse mir an deinem Herzen genügen, die Million magst du nur behalten!"

Doch die hochfliegenden Träume Bourets wurden zu festen Vorsätzen, die den Jüngling nicht ruhen ließen und eines Tages nahm er Abschied von seiner Freundin und machte sich auf den Weg, um sein Glück zu erjagen. „Sieh," sagte er zu seiner Liebsten, „ich lasse dir als Abschiedsgabe ein leeres Blatt zurück, das nur die Aufschrift trägt: Schuldschein. Ich Endesgefertigter verpflichte mich — und die eigenhändige Unterschrift nebst der Unterzeichnung zweier Zeugen. Das übrige magst du nach Belieben ausfüllen, sobald ich mein Ziel erreicht habe, sobald ich ein reicher Mann geworden bin!" — Nach diesen Abschiedsworten küßte er sie und sie trennten sich unter heißen Tränenströmen.

Nach dieser Trennung legte sich ein Nebelschleier auf Gaussins Gemüt; ihre heitere Laune schwand dahin, ihre siegesgewisse, strahlende Miene machte einem kummervollen Schmerzensausdruck Platz; der Regen der Kränze, Verse und Juwelen tropfte immer spärlicher, um endlich gänzlich zu versiegen, und die verwundeten Herzen waren längst vernarbt. — Bouret hingegen hatte sein hohes Ziel nicht langsam und vorsichtig, mit eisernem Fleiße erreicht, so wie er es beabsichtigt hatte, sondern er war durch tollkühne Unternehmungen, kluge Berechnung und reiche Benützung der Schwächen anderer mit Eilzugsgeschwindigkeit dort angekommen, wo er sich in seinen kühnsten Träumen versetzt hatte: in den Besitz einer Million Franken.

Als er dies erreicht hatte, war auch schon die kleine Gaussin, der er einen Reichtum zu Füßen hatte legen wollen, vergessen.

Der ersten Million folgte im Laufe der Jahre die zweite und so ging es weiter, die schwindelerregende Höhe hinan, bis er zuletzt seine Vergangenheit gänzlich vergessen hatte.

Schon längst hoffähig geworden, bewegte er sich in den höchsten Kreisen, hätte unter den schönsten, vornehmsten Mädchen freie Wahl gehabt; wie hätte er da der ehemaligen bescheidenen kleinen Gaussin gedenken sollen. — Eines Tages aber fiel sie ihm dennoch ein, da er, in einem Hauptbuche blätternd, unter dem „Soll" den unausgefüllten Bogen fand. Er hatte eines Tages in hochsinnigem Leichtsinn einen Wechsel ausgestellt, in welchem er einer Schauspielerin „carte blanche" gegeben, die fehlende Summe nach Belieben auszufüllen, und diese Bühnenkünstlerin war es gewöhnt, das Geld mit vollen Händen auszustreuen, sie mochte also voraussichtlich Schulden haben und konnte nun eine beliebige Riesensumme fordern. Diese Angelegenheit mußte [illegible] erledigt werden, da sie Bouret beunruhigte. Er ließ die Schauspielerin also durch einen Sachwalter auffordern, den Schuldschein endlich ausgefüllt ihm wieder zuzustellen; sie möge hundert-, ja zweihunderttausend Franken fordern, aber das weiße Blatt nicht länger zurückbehalten, da es den großen Finanzmann in seinem Hauptbuche beirre. Fräulein Gaussin aber wollte trotz wiederholter Aufforderung das weiße Blatt nicht herausgeben; es war also offenbar, daß die schlaue, berechnende Person noch immer auf die ihr einst in Aussicht gestellte Million rechnete und deshalb nicht nachgeben wollte. — Bouret ging endlich so weit, ihr eine halbe Million für den Wechsel zu bieten, doch die Hartnäckige gab auch jetzt nicht nach, wollte ihren Schuldschein durchaus nicht einlösen.

Einst befand sich Louis XV. in einer großen Geldklemme, er beschloß also, den großen Finanzmann Bouret zu Rate zu ziehen. Die Besuche der Monarchen bei ihren Bankiers hatte nicht etwa erst Napoleon III. in die Mode gebracht, schon Louis XIV. hatte Samuel Bernat, den Sohn eines Küsters, besucht, und nun zeichnete Louis XV. Bouret durch seinen Besuch aus. Diese Auszeichnung mußten die Finanzgrößen immer sehr teuer bezahlen. Der Pavillon Croix Fontaine, in dem Bouret seinen hohen Gast bewirtete, ward um die Summe von vier Millionen ärmer; der König war ebenso huldreich, wie Bouret erkenntlich war. Unter den vielen Gnadenbeweisen, die der König dem gefälligen Geldgeber gewährte, war auch die Zusage, daß er die eigensinnige Gaussin dazu zwingen wollte, das bewußte weiße Blatt mit der Unterschrift Bourets herauszugeben. Sie sollte sich mit einer mäßigen Abfindung begnügen, damit sie den Finanzmann nicht in Verwirrung setzte, gerade jetzt, da er der vollen Ruhe und Sammlung bedurfte, um die verwickelten Geldangelegenheiten des Königs zu ordnen.

Fräulein Gaussin ward eines Tages behördlich aufgefordert, für einige Zeit in die Bastille zu übersiedeln, allerdings ward sie in einer geschlossenen Sänfte dahin überführt, also immerhin genug glimpflich und schonungslos behandelt. — Während ihrer Abwesenheit ward die Wohnung durchsucht, ihre Schränke, Kommoden und Kassetten wurden geöffnet, bis man ein Kuvert mit der Aufschrift: „Bourets Schuldschein" fand. Dieses Schriftstück ward behördlich geöffnet. Das weiße Blatt war bereits ausgefüllt und sein Inhalt lautete: „Ich Endesverfertigter verpflichte mich — die arme Gaussin bis zu ihrem Tode zu lieben." — Dies war alles.

Zwei Jahrzehnte später hatte Bouret sein ganzes Vermögen verloren; er starb im Schuldgefängnis und ward auf Kosten seiner Gläubiger begraben.

Ich muß schwören.

Eine wahre Geschichte. Von Marga.

Es war mein fester Entschluß gewesen: nie wieder wollte ich mit dem Gericht etwas zu tun haben. Meine Ansichten über diese Institution standen fest seit beinahe zwanzig Jahren. Doch das gehört nicht hierher, ist auch für diese Geschichte völlig belanglos.

Also, wie gesagt, mein „Nie wieder" sollte unerschütterlich sein. Mochten Diebe meine Wohnung plündern oder mir die Versicherungsgesellschaft nach einem Brande nur den zehnten Teil des entstandenen Schadens vergüten wollen, ich war gewillt, jeden Verlust, jedes Unrecht zu tragen, wenn es mich nur vor dem Erscheinen vor der Göttin mit den verbundenen Augen bewahrte.

Aber, wie sagt doch unser großer Dichter? „Es kann der Beste nicht in Frieden leben", na usw.

Mein Freund war ein Bewerber gewesen. Hatte mich heiraten wollen. Ich hatte jedoch nicht die mindeste Absicht in gleicher Richtung gespürt. Aus den verschiedensten Gründen! Erstens wollte ich überhaupt nicht wieder heiraten. Zweitens, wenn ich schon wieder geheiratet hätte, wäre er der Letzte gewesen, auf den meine Wahl gefallen wäre.

Trotz dieser kleinen Meinungsverschiedenheit blieb oder vielmehr wurde er mein Freund!

Jede Frau lasse sich gesagt sein: die größte Frauenkunst besteht darin, den abgewiesenen Bewerber als Freund sich zu erhalten. Erst wenn ihr das gelingt, erweist sie sich als Meisterin in Spiel mit Männerherzen.

Wie angenehm und nützlich ist doch ein Freund! Er ist ein geschätzter Begleiter ins Konzert oder Theater Er besorgt die Erzeugnisse der neuesten Literatur. Er kommt zur Teestunde in der Dämmerung, wenn es noch zu früh zum Lichtanzünden ist, und vertreibt die Grillen und Langeweile, während in seiner Huldigung, die sie nicht mehr in Worte zu kleiden wagt, ein prickelndes Bewußtsein liegt. Von Macht. Von Bändigung. Schärfste und befriedigendste aller Weiberkünste!

Meinem Freund war aber nicht zu helfen. Er war und blieb anderer Meinung als ich über das, was ihm gut und heilbringend sei.

Eines Tages war er doch verheiratet. Mit einer anderen. Und da war denn auch nur zu bald das Unglück da.

Er wollte jemand haben, der die lawinenhaft anschwellenden Ausgaben des Personals überwachte. Der dafür sorgte, daß er beim Nachhausekommen ein einigermaßen zubereitetes Essen und ein Paar warme Morgenschuhe vorfand. Wollte eine mitleidige Seele haben, die ihm die Strümpfe stopfte und je nach Bedarf ihm gegen seine kleinen Leiden abends einen warmen oder einen kalten Umschlag machte. Und sie? Was sie wollte, hat sie mir nie so recht auseinandergesetzt. Jedenfalls wollte sie all dieses nicht und hatte zudem vergessen, daß 60 nicht 40 ist.

Nachdem sie sechs Monate lang weidlich gezankt hatten, bekam ich Kind des Unglücks eines Tages eine Vorladung mit der Aufforderung, vor dem Amtsgericht Berlin-Mitte als Zeuge im Ehescheidungsprozeß der Frau, sagen wir der Einfachheit wegen Meyer gegen Herrn Meyer zu bekunden, daß sich dieser auf die häßlichste und ehrenrührigste Weise mir, seiner alten Freundin, gegenüber, über seine bisherige Ehefrau ausgesprochen hätte. Dies war nun keineswegs der Fall gewesen, umgekehrt hätte mir meine Aussage mehr Kopfzerbrechen bereiten müssen, aber davon wünschte man ja von mir nichts zu hören.

Und so stand ich denn an einem glühend heißen Junitage — es war noch ausgerechnet an meinem Geburtstage — trotz meines festen Entschlusses vor den Gerichtsschranken.

Anwesend waren, außer meiner Wenigkeit der Vorsitzende. Ein kleiner, aufgeregter, apoplektischer Herr im schlecht sitzenden karrierten Sommeranzuge. Der protokollführende Referendar: groß, blaß, langweilig. Sein Rechtsanwalt: alt, häßlich, liebenswürdig. Ihr Rechtsanwalt: jung, schön, unliebenswürdig. Ich zerbrach mir vergeblich den Kopf, warum er mich beharrlich wie eine Delinquentin behandeln zu müssen glaubte. Persönlich hatte ich ihm ja nichts getan. Und sonst? Herr Meyer war mir genau so gleichgültig wie Frau Meyer.

Die erste Frage, die der Vorsitzende mit Behaglichkeit und Nachdruck an mich richtete, war: „Wissen Sie, daß Sie Ihre Aussage unter Umständen verweigern können?"

Als ich dem Vorsitzenden erzählt hatte, daß ich Herrn Meyer einen Korb gegeben und daß sich unser Verkehr, wie der geschmackvolle gerichtliche Ausdruck lautet, nach seiner Eheschließung auf den Austausch einiger Ansichtspostkarten beschränkt hatte, als er mit einem Worte sah, daß es sich um eine höchst banale, langweilige Geschichte handelte, war sein Interesse an dieser Angelegenheit erloschen. Er verschwand aus dem Sitzungszimmer, und ich erzählte mein Sprüchlein dem Referendar in sein Protokoll, während der freundliche Rechtsanwalt am Bleistift kaute und der feindliche Notizen machte.

Schließlich war ich mit meiner Aussage längst zu Ende. Stumpfsinnig brüteten wir vor uns hin. Die Hitze lagerte über den mit Papier gefüllten Regalen. Die Fliegen summten taumelig um unsere Köpfe. Nur der schöne Rechtsanwalt warf mir von Zeit zu Zeit einen mißbilligenden Blick aus dem linken Augenwinkel zu. Da stürzte der Vorsitzende herein. Eilig, aufgeregt, mit erhitztem Gesicht, zerknülltem Kragen und verwirrtem Haar.

„Sind Sie fertig?" rief er uns zu. „Ich muß ja die gnädige Frau noch vereidigen."

Vor dem Tisch mir gegenüber stehend, hob er schnell seine rechte Hand eine Spanne hoch und rief mir hastig zu: „Ich schwöre. Kaum wurde der Wortlaut meinen Ohren klar, eben mein „Ich schwöre" wiederholt, da war er schon wieder zur Tür hinaus.

Auf dem Korridor rauschte der schöne Rechtsanwalt an mir vorbei, mich noch einmal feindielig anstarrend. Der häßliche trat auf mich zu und redete mich an.

„Aber, meine gnädige Frau, was haben Sie getan? Um Gotteswillen, was hatte ich getan! Vor Gericht wittert man noch immer irgendwo einen verborgenen Fallstrick.

„Sie haben ja Herrn Meyer völlig entlastet." Und auf meinen erstaunten Blick setzte er hinzu: „Die Ehe soll doch geschieden werden."

Ich musterte das Männchen von seinem kahlen Schädel bis zu seinen bestaubten Schuhen und sagte zu ihm:

„Was denken Sie sich eigentlich, mein Herr. Ob sich Herr und Frau Meyer scheiden lassen oder nicht scheiden lassen, ist mir völlig gleichgültig. Mir lag hier nur eine Aufgabe ob — die Wahrheit zu sagen."

Dann stand ich wieder auf dem glühend heißen Alexanderplatz und leistete mir selbst einen Eid. Aber einen richtigen mit der schwarzen Robe und dem Anfang: Ich schwöre, so wahr mir Gott helfe. Ein Gericht sieht mich nie wieder!

Sollte je wieder einer meiner Freunde das unwiderstehliche Bedürfnis in sich fühlen, mich als Zeugen in seinen Ehe-Unstimmigkeiten vernehmen zu lassen, ich bekomme den Typhus oder die Cholera oder die asiatische Beulenpest, oder wenn es sein muß, alles auf einmal. Ich finde schon einen Arzt, der es mir bescheinigt.

— Das durfte nicht kommen. Ein Schulrat bereist seinen Bezirk und war eines Tages nach Besichtigung einer Dorfschule auf dem Schlosse des Gutsbesitzers zu Gast.

„Denken Sie nur," erzählt er bei Tisch, „was mir heut' passiert ist. Frage ich da in der Schule, wer „Hermann und Dorothea" geschrieben habe, und bekomme von einem schüchternen Knirps die Antwort. „Wirklich, Herr Schulrat, ich war's nicht!"

Der Gutsherr lachte dröhnend und anhaltend. Schließlich sagte er: „Ha, ha! Das ist wirklich gut! Und ich bin sicher, der Bengel war's doch!"

Radikalheilung der Nervenschwäche

Schwache, nervöse Personen, geplagt von Hoffnungslosigkeit und schlechten Träumen, erschöpfenden Ausflüssen, Brust-, Rücken- und Kopfschmerzen, Haarausfall, Abnahme des Gehörs und der Sehkraft, Katarrh, Magendrücken, Stuhlverstopfung, Müdigkeit, Erröten, Zittern, Herzklopfen, Brustbeklemmung, Aengstlichkeit und Trübsinn — erfahren aus dem „Jugendfreund", wie alle Folgen jugendlicher Verirrungen gründlich in kürzester Zeit und Strikturen, Samenfluß, Phimosis, Krampfader- und Wasserbruch nach einer völlig neuen Methode auf einen Schlag geheilt werden.

Dieses interessante und lehrreiche Buch (neueste deutsche Auflage), welches Jung und Alt, Mann und Frau lesen sollte, wird gegen Einsendung von 25 Cents in Bargeld versandt von der

Private Clinic, 137 East 27. Str., Dept. M, New York, N.Y.

Sind Gauner, die Chinesen.

Moses hats Geschäft von Frankfurt nach Sydney verlegt; das deutsche Strafgesetzbuch hat zu viele Paragraphen — man kann doch unmöglich alle auswendig kennen! In Sydney betritt eines Tages ein alter Chinese seine Pfandleihe und verlangt Uhren zu sehen.

Moses ist gerade auf Geschäftswegen, und seine Frau versieht den Laden. Sie langt vier Uhren aus dem Glaskasten und legt sie vor: „40 Dollaruhr, 30 Dollaruhr, 20 Dollaruhr, 10 Dollaruhr!"

Sie muß plötzlich heftig niesen und wendet sich, indem sie die Nase putzt, ein wenig zur Seite. Diesen Moment benutzt der Chinese, die „40 Dollaruhr" auf die linke Seite an Stelle der „10 Dollaruhr" zu schieben. Dann erklärt er: „Armer Chinamann, kann nur nehmen 10 Dollaruhr," erlegt die 10 Dollar und trollt sich, hochbefriedigt über das gute Geschäft, mit der 40 Dollaruhr davon.

Kaum ist er fort, merkt die Frau den Betrug. Sie ist untröstlich und erzählt, als Moses heimgekehrt, laut weinend den Vorfall.

„Sind Gauner, die Chinesen," sagt Moses, „aber tröst Dich, mei' Gold — 's kost't doch keine Uhr mehr wie 5 Dollar!"

Streng nach dem Wortlaut.

„Im Dunkeln ist gut munkeln", sagt man heute noch nach einem alten Sprichwort, und während der letzten Zeit erlebten wir, welch hohen Wert die nächtliche Beleuchtung in den Straßen besitzt. Mit Recht wurde früher schon behauptet, daß das Licht der beste Helfer der Polizei sei. Vor Jahrhunderten trachtete man deshalb seitens der Stadtverwaltungen danach, die Sicherheit der Person und des Eigentums dadurch zu erhöhen, daß man mit eintretender Dunkelheit für Beleuchtung sorgte. Da man nun in vergangenen Jahrhunderten eine auf Gemeinkosten hergestellte Erhellung nicht überall einführen konnte, wurde den Bürgern auferlegt, vor ihren Häusern Licht in Laternen brennen zu lassen. An vielen Orten mußte nach eintretender Dunkelheit jedermann mit brennender Laterne über die Straßen gehen; wer gegen diese Bestimmung handelte, wurde mit Geldstrafen „gepönt".

Wieder einmal ward den Stadtinsassen durch öffentlichen Ausruf bekannt gegeben, niemand solle ohne Laterne über die Gasse gehen. Trotzdem Folgsamkeit gegen die Behörde nicht immer das beste Teil an den Bürgern gewesen ist, gehorchte man. Nach gemeinsamer Verabredung erschienen die Leute wohl mit einer Laterne ausgerüstet, aber das Licht fehlte. Nun befahl der Rat, jedermann müsse Licht in der Laterne haben. Abermals zeigten sich die Bürger gehorsam; nur wurde es immer noch nicht heller in den Gassen, denn man zündete die Lichter nicht an. Zum dritten Male ließ der Rat verkünden: Bei doppelter Strafe, die zu gewärtigen sei, solle jeder eine brennende Kerze in der Laterne tragen. Leider war auch damit noch nicht erreicht, was die gestrengen Herren beabsichtigt hatten, denn die Bürger trugen ihre Laternen wohl mit brennender Kerze, aber — unter dem Mantel. Um endgültig jedem Zweifel zu begegnen, ließen die Stadtväter zum vierten Male ausrufen, jedermann soll die Laterne mit dem brennenden Licht frei und unverdeckt tragen. Damit war es endlich soweit gekommen, daß die Bewohner der Stadt sich nach dem Wortlaut der Verfügung richteten.

Ist mein Abonnement schon abgelaufen oder läuft es ab im April

?

So frage sich jeder, der den Courier durch die Post erhält. Der gelbe Adreßzettel gibt genau an, in welchem Monat das Abonnement abläuft. Um eine Unterbrechung in der Zusendung der Zeitung zu vermeiden, ersuchen wir um prompte Einsendung des Abonnementsbetrages. Die fortwährend steigenden Ausgaben im Zeitungsgeschäft bedingen die prompte Bezahlung aller Abonnentengelder.